



WOCHENSCHRIFT DES ARCHITEKTEN-VEREINS ZU BERLIN

HERAUSGEGEBEN VOM VEREINE

Erscheint Sonnabends u. Mittwochs. — Bezugspreis halbjährl. 4 Mark, postfrei 5,30 Mark, einzelne Nummern von gewöhn. Umfange 30 Pf., stärkere entspr. teurer
Der Anzeigenpreis für die 4 gespaltene Petitzeile beträgt 50 Pf., für Behörden-Anzeigen und für Familien-Anzeigen 30 Pf. — Nachlaß auf Wiederholungen

Nummer 48

Berlin, Sonnabend den 26. November 1910

V. Jahrgang

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Postämter und die Geschäftsstelle Carl Heymanns Verlag in Berlin W. 8, Mauerstr. 43.44

Alle Rechte vorbehalten

Das Schinkelfest des Architekten-Vereins zu Berlin im Jahre 1910

Fortsetzung aus Nr. 47, Seite 321

Der Wiederaufbau des Römerkastells Saalburg

Festvortrag des Landbauinspektors Jacobi aus Homburg vor der Höhe

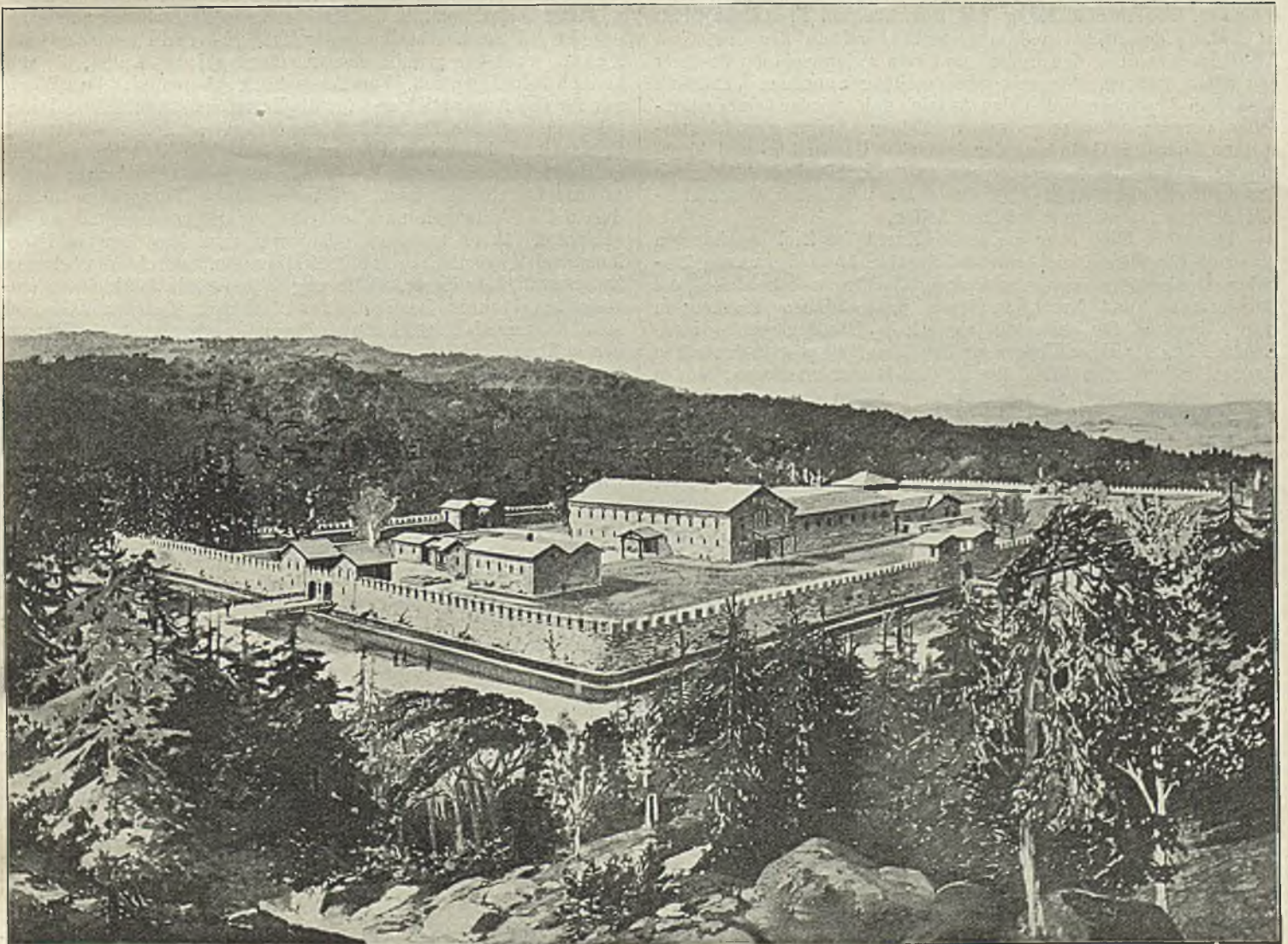


Abb. 350. Blick auf das Kastell vom fröhlichen Mannskopf (nach einem Druck des Verlages der Neuen Photogr. Gesellschaft A.-G. Steglitz-Berlin)

Die Altertumforschung auf deutschem Boden war noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts ein unbebautes Feld. Seitdem Winkelmann den Gebildeten die Augen für die Schönheit der hellenischen Welt geöffnet hatte, blieb das klassische Land der Archäologie Italien, wo der griechische Geist noch immer in den gewaltigen Bauten der römischen Kaiser weiter lebte. „Denn nur durch deren machtvolles Wirken“, sagt uns der Historiker, „hat die antike Zivilisation jene Breite der Ausdehnung, jene Festigkeit des Bestandes gewonnen, die ihren Besitz allen kommenden Geschlechtern gesichert hat; nur römische Kraft, in der Kaisergewalt geeint, konnte dieses Werk der Befruchtung, das dem griechischen Geiste ewige Dauer gesichert hat, vollbringen.“

Daß auch im heimischen Boden, der ja selbst Jahrhunderte hindurch ein Teil des römischen Reiches war, Hinterlassenschaften jener großen Zeit schlummerten, war Wenigen bekannt. Was an das Tageslicht kam, erschien auch den durch die reichen Schätze aus Griechenland und Italien Geblendeten so unbedeutend, daß man es bescheiden zur Seite legte. Museen und Schlösser schmückten sich lieber mit den Meisterwerken aus der Blütezeit antiker Kunst. Erst allmählich besinnt man sich mit der Neubelebung des deutschen Nationalgefühls auch wieder auf die eigene Vergangenheit und gewinnt Interesse an den Trümmern römisch-germanischer Vorzeit.

Schon im Geburtsjahre Schinkels, dessen Geburtstag heute der Architektenverein in althergebrachter Weise feiert, ist unter zweitausendjährigem Schutt, wie ein Dornröschen in tiefem Wald versteckt, unsere Saalburg wiedergefunden, und der hessenhomburgische Regierungsrat Neuhoß müht sich mit geringen Mitteln um ihre Untersuchung. Ein kleines Schriftchen von nur wenigen Druckseiten aus den Jahren 1777–1781 bildet den Anfang der Saalburgforschung durch diesen mutigen Gelehrten, der, wie er sagt, „zum Dank dafür vom Pöbel als Schatzgräber und Teufelsbanner geächtet wurde.“ Aber erst ein nationaler Aufschwung, die Abschüttelung der französischen Fremdherrschaft im Anfang des nächsten Jahrhunderts, bereitete der deutschen Altertumforschung den Boden, und kein anderer als der Freiherr von Stein war es, der mit dem zurückgewonnenen Vaterland auch dem deutschen Volke den Antrieb gab, wieder seiner ruhmvollen Vergangenheit zu gedenken. Seiner Anregung und Unterstützung wird die Gründung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine verdankt, welche bis auf den heutigen Tag noch durch ihre Kleinarbeit die Grundlagen der heimischen Geschichts- und Altertumsforschung schaffen helfen.

Immerhin blieb aber die antike Kunst das Ziel begeisterten Strebens für unsere Dichter und Künstler. Aus den unvergänglichen Denkmälern Roms schöpften Goethe wie Schinkel die Begeisterung und Kraft zu ihren unsterblichen Werken; in Italien beginnt für beide die eigentliche Bildungsepoche ihres Lebens. Die dürftigen Ueberreste der Römerzeit aber in deutschen Landen, welche allmählich überall dem Boden entstiegen, fanden immer noch geringe, die primitiven oft rohen der germanischen Vorzeit gar keine Beachtung. Eine einheitliche Erforschung des römischen Grenzwalls gar, in dem nach Mommsen die großen Probleme des römischen Grenzschutzes, der Militärorganisation und der Völkerwanderung, kurz der Vorgeschichte unseres Vaterlandes, ihre Brennpunkte finden, scheiterte in der Mitte des Jahrhunderts „an den verschiedenen Vaterländern, deren sich damals noch der Deutsche erfreuen durfte.“ Und als im Jahre 1870/71 ein neuer Umschwung der Dinge ein einiges Deutschland geschaffen hatte, war die erste nationale Tat des neu erweckten deutschen Forschungsgeistes die längst ersehnte Ausgrabung von — Olympia.

Nummehr war aber auch der deutschen Forschung das Tor geöffnet und unter der Autorität Mommsens traten im Jahre 1891 Vertreter aller jener Bundesstaaten, die schon einmal vor 2000 Jahren der Limes geographisch geeinigt hatte,

Das erste zusammenfassende Werk über den Limes ist „Der römische Grenzwall“ von Oberst A. v. Cohausen, 2 Bde. Wiesbaden 1884. Die Ergebnisse der Reichslimeskommission, an deren Arbeiten zahlreiche Gelehrte in uneigennützigster Weise und in jahrelanger mithevolter Tätigkeit mitgewirkt haben, werden seit 10 Jahren in einem großen Werke („Der Obergerm. Raet. Limes des Römerreichs“, herausgegeben von O. v. Sarwey und E. Fabricius), bei O. Petters in Leipzig veröffentlicht, von dem bereits 33 Lieferungen mit 72 Kastellen erschienen sind. Nur noch wenige Kastelle stehen aus, dagegen ist von der eigentlichen Strecke bisher noch nichts an die Öffentlichkeit gelangt. — Eine kurze Zusammenstellung findet sich in „Die römischen Grenzanlagen in Deutschland“ von E. Schulze-Homburg, Güttersloh 1906. — Den augenblicklichen Stand dieser Forschungen geben am besten drei Aufsätze des Dirigenten der Limes-Kommission, Prof. Dr. E. Fabricius-Freiburg: „Die Besitznahme Badens durch die Römer“ (1905), „Das römische Heer in Obergermanien“, (1906), „Mainz und der Limes“ (1907), deren Ergebnisse auch diesem Vortrag zu Grunde gelegt sind.

zusammen, um die einheitliche Erforschung des römischen Grenzwalls und seines Hinterlandes in die Wege zu leiten. Die wissenschaftliche Zusammenfassung und Verarbeitung aller archäologischen Forschungen auf deutschem Boden, die schon damals Mommsen durch Gründung eines eigenen Reichsinstitutes wie in Athen und Rom erstrebt hatte, wurde erst im Jahre 1902 durch Schaffung der „Römisch-germanischen Kommission des Kaiserl. Deutschen Instituts“) in Frankfurt a. M. ermöglicht.

Die römischen Ueberreste, welche der Spaten auf deutschem Boden fast täglich ans Licht bringt, sind allerdings mit den Kunstwerken aus klassischen Landen nicht zu vergleichen. Im fernen Grenzland, an der Peripherie des römischen Reiches, angesichts des Feindes, war weder Raum noch Zeit für prunkvolle Paläste und Tempel, in welchen die hohe Kunst der Antike sich ausschließlich betätigte. Denn die Kultur, welche sich dort entwickelte, war rein militärisch-praktischer Natur.

Immerhin hat aber die sieghafte Kraft der antiken Kunst auch nördlich der Alpen manch schöne Frucht gezeitigt. Die Verbindung mit Rom blieb offen, und die wichtige Handelsstadt Massilia, die erste Station außerhalb Italiens, über welche die antike Kultur durch Gallien nach Norden zum Rheine führte, war eine Gründung von Griechen. Zwar sind die Kunstschöpfungen auf germanisch-gallischem Boden meist handwerksmäßig, oft nur roh ausgeführte Soldatenarbeiten aus ungeeignetem, schlechtem, einheimischem Material, aber wir besitzen trotzdem in den Provinzialhauptstädten einige Monumente der Götter- und Kaiserverehrung, welche uns in der großen Auffassung wie in der Komposition zeigen, daß der Geist der griechischen Kunst noch nicht erloschen war. Und schon aus diesem Grunde bedarf es für mich keiner Rechtfertigung, wenn ich heute, dem Genius huius loci huldigend, Sie bitte, mit mir, im Gegensatz zu meinen Vorgängern, welche am Ehrentage Schinkels auf den Höhen der antiken Kunst wandelten, auch einmal in die Niederungen dieser Kunst hinabzusteigen und ein Kapitel aus dem antiken Profan- und Nützlichkeitsbau, in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen.

Es ist ein Abschnitt aus der Kriegs- und Festungsbaukunst, wohl der primitivsten Aeußerung jeder Kunst, die uns heute beschäftigen soll. Vom Augenblick geboren, sind ihre Werke nur für den Augenblick und für die Zerstörung geschaffen. Daher bestimmen größte Einfachheit aus Mangel an Zeit und Material, Sparsamkeit bei schematischer Einförmigkeit ihre Form. Rein militärische Gesichtspunkte verbieten jede Gliederung; interessante Durchbrechungen, reich gegliederte Vorsprünge bleiben durch das Verlangen nach unbedingter Sturmsicherheit ausgeschlossen. Aber trotzdem offenbaren auch die hier in Frage kommenden römischen Feldbefestigungen durch die strenge Zweckmäßigkeit ihrer Ausführung in einer bis ins kleinste entwickelten Technik die Größe des römischen Weltreichs, so daß sie nicht nur als Fortifikationsanlagen, sondern auch als Etappen der antiken Zivilisation im Auslande überhaupt für jede Betrachtung der römischen Kulturleistungen in Germanien den Ausgangspunkt bilden müssen.

Meine Herren! Wenn ich hiermit zum Gegenstande meines Vortrages, der Saalburg, als einem der besterhaltenen und wichtigsten Ueberreste römischer Militärbaukunst auf deutschem Boden²⁾ übergehe, muß ich Ihnen zuvor in aller Kürze auch die militärischen und historischen Unterlagen geben, welche zum Verständnis der Ereignisse auf dem germanischen Kriegstheater und der damit eng zusammenhängenden Entstehung der römischen Grenzbefestigungen, ihrer baulichen Entwicklung und ihrer Bedeutung für die Kolonisation unserer Heimat innerhalb der drei ersten nachchristlichen Jahrhunderte dringend nötig sind: der Grenzwall oder Limes bildet hierbei zeitlich wie räumlich den Rahmen, in dem sich alle Vorgänge auf der Saalburg abwickeln. Die Geschichte beider ist diejenige des römischen Kaiserreiches so gut wie die seiner Provinzen und des römischen Heeres. Jede Erschütterung des Imperiums, jede Aenderung der Kriegslage, jede Heeresorganisation findet dort an der Grenze des Reiches einen sichtbaren heute noch nachzuweisenden Niederschlag. Unsere schriftliche Ueberlieferung ist leider äußerst trümmerhaft, vom Limes erfahren wir in der Literatur so gut

¹⁾ Das Institut veröffentlicht in jedem Jahre einen ausführlichen „Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung“ (Frankfurt a. M. bei J. Bär & Co.) in welchem auch die Ergebnisse der Grabungen am Rheine und in Niederdeutschland besprochen werden.

²⁾ Den Stand der Saalburgforschung bis zum Jahre 1897 gibt das große Werk von L. Jacobi, „Das Römerkastell Saalburg“, Homburg 1897, (2 Bde.). Die Ergebnisse seit dem Wiederaufbau finden sich in dem kleinen „Führer durch das Römerkastell Saalburg“ von Landbauinspektor H. Jacobi (V. Aufl. 1911) kurz zusammengestellt.

wie gar nichts; was erhalten, ist viel umstritten, so daß schon deshalb die Kontroversen so bald nicht verstummen werden. Mehr wie je ist die Kleinarbeit des Spatens und sorgfältigste kritische Beobachtung auch der kleinsten Reste im Erdboden vonnöten. Der Historiker und Philologe kann allein das erdrückende Material, das mit Bienenfleiß überall zusammengetragen wird, nicht mehr meistern, der Archäologe sucht Hilfe beim Spezialisten, und erst ganz allmählich ist der Techniker als notwendigste Ergänzung hinzugetreten, der die technischen Einzelheiten allein beurteilen kann. Nur gemeinsame Arbeit aller führt hier zum Erfolg, und das Endziel ist nicht sowohl die Geschichte des römischen Weltreichs als auch in dieser die unseres eigenen deutschen Vaterlandes.

Im Anschluß an die Unterwerfung Galliens durch Caesar beginnen unter seinem Nachfolger Augustus die Bemühungen, die römische Weltherrschaft bis an die Elbe vorzuschieben. Nachdem die Römer in den Vorländern der Alpen festen Fuß gefaßt haben, wird der Vormarsch in das Innere Deutschlands auf den zwei großen Hauptoperationslinien durch Hessen und Thüringen nach Norden angetreten. Den ersten Erfolgen am Niederrhein unter tüchtigen Heerführern folgt die schwere Niederlage des Varus im Teutoburgerwald im Jahre 9 n. Chr. Nach schweren vergeblichen Kämpfen gibt endlich Tiberius im Jahre 17 die Unterwerfung Deutschlands auf, „die deutschen Stämme“, wie er höhnisch bemerkte, „ihrer angeborenen Uneinigkeit zum Behufe römischer Rache überlassend.“ Rhein und Donau bildeten die Grenze des Reiches. Zu ihrem Schutze blieben starke Besatzungen an den drei wichtigsten Einbruchsstellen in Straßburg, Vindonissa (jetzt Brugg in der Schweiz) und Mainz. Letzteres blieb der Hauptstützpunkt für alle militärischen Operationen der Rheinararmee während der Germanenkriege, zugleich aber auch Flankenschutz gegen jedes Heer, welches etwa von Gallien her nördlich vom Taunus den Römern in den Rücken zu fallen suchte. Durch ein ausgedehntes System von Heerstraßen war die rückwärtige Verbindung mit Rom sowohl wie die unerläßliche Kommunikation zwischen jeder Rhein- und Donauarmee gesichert.

Erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts nahmen die flavischen Kaiser die Operationen gegen Germanien wieder auf, in der richtigen Voraussicht, daß sie nur dann Herr im eigenen Hause wären, wenn sie sich jenseits des Rheins ein Glacis sicherten. Die Folge waren die Chattenkriege Domitians und die Eroberung des rechtsrheinischen Gebiets mit der fruchtbaren Wetterau. Die Grenze wurde nunmehr nördlich vom Main auf den Kamm des Taunus und östlich bis zum Vogelsberg vorgeschoben. Um das zu erreichen, ließ der Kaiser Limites, d. h. Militärstraßen, wir sagen, „strategische Bahnen“, anlegen, welche strahlenförmig von der Operationsbasis — hier also von Mainz aus — vorgeschoben wurden, um die Germanen aus ihren Schlupfwinkeln im Gebirge, ihren „Ringwällen“ zu verjagen. Strategisch wichtige Pässe im Taunus wie die Saalburg wurden befestigt, zwischen den Straßen aber auf dem Gebirgskamm eine breite Gürtelstraße zur Kommunikation angelegt — „der

älteste Limes“. Eine große Armee stand zum Schutze nicht zur Verfügung; da wo Gefahr drohte, wurden zur Verstärkung die Legionen oft aus weit entlegenen Provinzen herbeigeholt. Deshalb beruhte die ganze Macht des römischen Reiches in erster Linie auf seinem großartigen Straßennetz, auf welchem die Truppen Jahrhunderte lang wie eine gegenseitige Reserve hin und her geschoben wurden. Auf diesem Grundgedanken beruhte auch in der ältesten Zeit der römischen Offensive das System der Grenzverteidigung. Denn die Sicherung des neu gewonnenen Gebietes lag, wie wir jetzt wissen, nicht so sehr in den primitiven Schanzen und einfachen Holzbauten, sondern vor allem darin, daß durch eine gesicherte Verbindung nach rückwärts der Limes durch die Straßen in dauernder Verbindung mit der Reservearmee gehalten wurde. Kaiser Hadrian änderte im zweiten Jahrhundert unter gleichzeitiger Neuorganisation des Heeres das Verteidigungssystem. Die Kastelle im Binnenlande wurden geräumt und die Truppen — unterjochte Hilfsvölker — an die Grenze vorgeschoben, der Schwerpunkt der Verteidigung lag also von jetzt ab in der vorderen Linie. Damals kam die zweite Kohorte der Raeter von Wiesbaden, nach Aufgabe des Kastells, auf die Saalburg, deren Besatzung sie bis zum Ende der Okkupation bildete, eine Truppe gemischt aus Kavallerie und Infanterie in der größten Stärke von 1000 Mann. Ob sie zeitweise, je nach der Kriegslage, noch durch kleinere berittene Abteilungen verstärkt, ob sie vielleicht eine kurze Zeitlang durch andere Truppen ersetzt war, läßt sich heute nicht mit Sicherheit angeben, um so weniger als wir bei Ermittlung der Besatzungsstärke aus dem Lagerumfang an die Aufnahme der außerhalb der Festung Wohnenden für die Dauer einer Belagerung denken müssen. Durch diese Neuorganisation war aber nunmehr die ganze römische Armee auf 80 Kastelle in eine langgezogene Kordonstellung aufgelöst. Die Reserve bildete damals nur noch die 8. Legion in Straßburg und die 22. Legion in Mainz. Um jene Zeit erscheint auch der Limes einmal in der Literatur. Hadrian, heißt es dort, sperrt nunmehr die Grenze, wo sie nicht durch einen Fluß, sondern durch die genannten „Limites“ gebildet wird, durch einen Palisadenzaun. Ihre Ueberschreitung ist nur an den Uebergängen nach Hinterlegung bestimmter Zölle gestattet, die Truppen werden also zu einer Art von Grenzpolizei degradiert.

Ob im ersten Jahrhundert der Saalburgpaß schon besetzt war, ist noch nicht erwiesen, möglich wäre es, da für alle Operationen, entlang der großen durch die Niddaebene nach Norden führenden Elisabethenstraße eine Flankendeckung gegen die Germanen nötig war. Betrachten wir die beiden neugefundenen kleinen quadratischen Schanzen östlich vom Kastell aus dem Jahre 1909 für provisorische Anlagen, so ist das nur 84×80 m große, quadratische Erdkastell aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts das erste wirkliche Standlager. Es kann kaum lange bestanden haben, da noch unter demselben Kaiser ein größeres Kastell für eine ganze Kohorte gebaut sein muß.

(Fortsetzung folgt)

Zur Abwehr

Seit mehreren Monaten sind in zahlreichen Organen der Tagespresse unter den verschiedensten Wendungen versteckte und offene Angriffe gegen mich erschienen. Man suchte mir namentlich zwei Verbrechen anzuhängen: eine einseitig ungünstige Kritik des zum Wettbewerbe Groß-Berlin eingereichten Jansenschen Sonderentwurfs für das Tempelhofer Feld, sowie die eigene mangelhafte Bearbeitung des amtlichen Bebauungsplanes für dasselbe Gelände. Beide Gegenstände des Angriffs sind erfunden.

Wie ich im „Berliner Tageblatt“ und im „Tag“ berichtet habe, ist das nicht für die Öffentlichkeit, sondern für das Preisgericht erstattete Gutachten über den Sonderentwurf, als dessen Verfasser später Herr Architekt Hormann Jansen ermittelt wurde, von Herrn Geheimen Baurat Dr.-Ing. Ludwig Hoffmann und mir gemeinschaftlich verfaßt und unterzeichnet worden. Es erteilte dem Entwurf das Lob, das ihm nach unserer Ueberzeugung zukam, und tadelte die nach unsrer Ansicht vorhandenen Schwächen.

An dem amtlichen Bebauungsplan für das Tempelhofer Feld bin ich überhaupt nicht beteiligt. Die in einem engeren Wettbewerb von Herrn Landesbaurat Prof. Goecke und mir eingelebten Entwürfe sind, obschon meine Arbeit eine günstige Beurteilung fand, vom Herrn Kriegsminister nicht zur Ausführung bestimmt worden.

Trotz dieser Berichtigungen gehen die häßlichen persönlichen Angriffe ihren Weg weiter. Ich hatte Gelegenheit, den mir bis dahin ganz unbekanntem Verfasser eines solchen Angriffs persönlich zu sprechen, und erfuhr von ihm zu meinem Erstaunen unter Namensnennung, daß die ganze Hetze auf dieselbe Quelle zurückzuführen

und daß es die Absicht der Urheber sei, meinen guten Ruf nach oben und nach unten zu vernichten, und zwar zu dem ausgesprochenen Zwecke, für die eigene Betätigung Raum zu schaffen. Besonders aber wolle man meine Berufung in ein gewisses hohes Staatsamt*) unter allen Umständen hintertreiben. Deshalb die sich wiederholenden Redewendungen, wie „veraltete Richtung“, „Vater der Alten“ usw. Daraus geht hervor, daß zwar einerseits eine schmeichelhafte Ueberschätzung meiner Person stattfindet, daß es sich aber andererseits um eine so bössartige Erscheinung des Brotneides handelt, wie sie sonst in Architektenkreisen gottlob nicht heimisch ist. Es wäre eine Beleidigung unserer jüngeren Fachgenossen, wollte man sie in nennenswerter Zahl zu solchem Vorgehen für fähig halten.

Ich hatte ferner Gelegenheit, dem an den Angriffen beteiligten Verfasser Robert Breuer, dessen städtebauliche Leistungen mir unbekannt geblieben sind, an der Hand von Plänen und Schriftstücken zu beweisen, daß die Angriffe auf unwahrem Boden stehen. Er stellte mir eine Berichtigung in Aussicht. Aber, wie sieht diese Berichtigung aus! Es ist ein Aufsatz in der „Hilfe“ vom 13. d. M. Von der Herabsetzung meiner Tätigkeit als Preisrichter im Wettbewerb Groß-Berlin ist überhaupt keine Rede. Daß ich mit dem amtlichen Entwurf für das Tempelhofer Feld nichts zu tun habe, wird zwar bestätigt, aber ohne ein Wort des Bedauerns über den ungerechtfertigten Angriff. Im Gegenteil weiß Herr Breuer nunmehr den Vor-

*) Ich unterlasse es, dieses Staatsamt, an das ich niemals gedacht habe, näher zu bezeichnen, um nicht den Schein hervorzurufen, als ob ich für mich Reklame treiben wollte.

rat seiner Scheltworte aufs höchste zu steigern. Ein „Feind der Jugend“, ein „Gott der Baubürokratie“, ein „Toter bei lebendigem Leib“, ein „mit Instinkt, Empfindung und Lebensart Gewesener“ usw., das sind die mir nun verliehenen Titel. Mit der Lebensart dessen, der diese Ausdrücke für schicklich hält, kann ich es freilich nicht aufnehmen. „Man kann den Minister bedauern, man wird aber darauf achten müssen, daß nun endlich die tückerne Autorität Stübbens zusammenbricht.“ Das ruft der Verfasser einem Minister zu, der meinen Entwurf gleich demjenigen des Herrn Goecke — abgelehnt hat! Der Mann weiß sogar, daß ich auch Königsberg verdorben habe, obschon die dortigen Festungswälle meines Wissens unbertührt sind. Vielleicht habe ich auch Moskau, Tokio und die nach Breuers Autorität „unvergleichliche Kraft der Newyorker City“ verschandelt, weil Pläne dieser Städte sich in meinem Werk „Der Städtebau“ finden. Seine ganz ungerechtfertigte Gegenüberstellung von Alten und Jungen im Städtebau kennzeichnet den sonderbaren Umstand, daß er zu den Jungen Männer zählt, die mir an Lebensalter überlegen sind.

Und wor schreibt das alles? Oder vielmehr wer unterzeichnet es? Ein Mann, dessen auf eigenem Boden gewachsene Sachkenntnis in Fragen der Städtebaukunst aus folgendem Gedankengange hervorgeht, der seiner Feder entsproß:

In dem amtlichen Plan des Militäriskus ist eine Ringstraße „durch das ganze Terrain gelegt“. Dies ist ein Beweis der Identität mit der Stübbenschen Schale. Denn St. hat in Cöln eine Ringstraße gebaut. Die Anlage einer Ringstraße aber ist

falsch, was man erkennt, „wenn man daran denkt, wie etwa in Bremen die Befestigungsbauten in Grünland ganz vortrefflich umgewandelt wurden“.

Auf Grund dieser tiefen Einsicht in das Wesen des neuzeitlichen Städtebaus unternimmt es Herr Breuer in der „Hilfs“, neben dem Geschele auf meine Person und die Baubürokratie, den Herrn Baurat Gerlach zugeschriebenen amtlichen Plan des Militäriskus und den Sonderentwurf des Herrn Jansen kritisch zu untersuchen und zu vergleichen. Das ist für beide Verfasser hart. Aus solcher Feder haben die herztürkenden Angriffe auf Gerlach und die schonungslosen Lobserhebungen auf Jansen den gleichen Wert. Auf beiden Beinen aber hinkt überhaupt ein Vergleich von Entwürfen, die auf verschiedener sachlicher Grundlage beruhen: der amtliche auf der geltenden Bauordnung und bestimmtem Programm, der Jansensche auf eigener Wahl. (Dazu war Herr Jansen berechtigt, weil der Wettbewerb Groß-Berlin ihm volle Freiheit zugestand.) Und all dieser Aufwand an tadelnden und rühmenden Kraftworten für zwei Entwürfe, die — gleich der Gücko'schen und meiner eigenen Arbeit — bekanntermaßen längst aufgegeben sind. Mit Studien für den auszuführenden Bebauungsplan sind, wie bekannt, gegenwärtig nach einheitlichem Programm eine Reihe der besten Kräfte betraut; das Ergebnis sollte doch abgewartet werden.

Daß nunmehr die Schmähungen aufhören werden, ist nicht anzunehmen. Aber die Fachgenossenschaft wird sie, so hoffe ich, gebührend einschätzen.

J. Stübben, Dr. ing. h. c., Geheimer Oberbaurat

Vermischtes

In der „Deutschen Bauzeitung“ vom 19. November führt Professor Dr.-Ing. Otto Blum in Hannover über das Tempelhofer Feld zu Berlin und die Pläne, es teilweise zu bebauen, unter vielem andern folgendes aus:

„In Nr. 52 der „Deutschen Bauzeitung“ ist bei der Besprechung der Entwürfe für Bebauung des westlichen Teiles des Tempelhofer Feldes von Berlin bereits darüber Klage geführt worden, daß die zuständigen Behörden anscheinend auf dem Standpunkt stehen, es könnten für Einzelteile des Feldes stückweise selbständige Bebauungspläne aufgestellt werden. Tatsächlich hat ja das Kriegsministerium für den westlichen Teil Bebauungspläne durch Stübben, Goecke und Gerlach aufstellen lassen.“

So sehr man diese hervorragenden Arbeiten anerkennen muß, so muß man doch der Bemerkung der „Deutschen Bauzeitung“ beipflichten, daß die Aussonderung dieses Teilgebietes städtebaulich zu bedauern ist; denn bei einer derartigen durchaus unorganischen Beschränkung des Gebietes ist es selbst Männern wie den genannten unmöglich gemacht worden, in ihre Entwürfe den Gedanken der Weltstadt zu legen. Sie hätten uns unbedingt ganz andere Lösungen beschert, wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, das ganze Tempelhofer Feld einheitlich erfassen zu dürfen und dieses wieder als einen Teil von Groß-Berlin, und zwar als einen Teil, der seiner Größe und Lage nach die größten Entwicklungsmöglichkeiten in sich trägt und die wundervollsten Weltstadt- und Kaiserstadt-Motive verwirklichen kann. . . .

Trotzdem soll in folgendem versucht werden, die Aufmerksamkeit der Behörden darauf zu lenken, daß die hiermit eingeleitete Zersplitterung der Kaiserstadt des Deutschen Reiches nicht zur Ehre gereichen kann. Vielleicht ist es noch Zeit, daß wenigstens der Gedanke einer vom Aufmarschgelände bis nach Rixdorf hin durchgehenden Ost-West-Parkverbindung verwirklicht werden kann. . . .

Tatsächlich wird von den Kaiser-Paraden des gesamten Gardekorps von dem östlichen Teil nur etwa ein Drittel, vielleicht noch weniger in Anspruch genommen. — Das Marsfeld in Paris ist nur 500 : 1000 m groß. — Hieraus darf man den Schluß ziehen, daß mehr als die Hälfte des östlichen Teiles für andere Zwecke benutzt werden kann, ohne daß die Paraden darunter leiden.

Eine große einheitliche Fläche wird man aber außerdem auch noch aus dem Grunde freihalten, um Gelegenheit zu Sport, großen Sportfesten und zu internationalen Fachaussstellungen zu bieten. . . .

Würdigt man zuerst die verkehrstechnische Bedeutung des Feldes in seiner Beziehung zu Groß-Berlin, so ist das Feld im Sinne Groß-Berlins radial mit großen Straßenzügen zu durchdringen. Jetzt hindert das Feld die gesunde radiale Entwicklung Berlins nach Süden, indem es Berlin SW. bis SO. von seinem natürlichen Hinter- und Entwicklungsgebiet, Tempelhof-Britz mit dem Teltow-Kanal, abschneidet; daher kommt zum Teil auch die ungesunde Konzentration des Verkehrs in der Potsdamer Straße, am Halleschen Tor und am Hermann-Platz. Das Tempelhofer Feld ist auch in Verbindung mit dem Keil der Potsdamer-Anhalter Bahn eine der wichtigsten Ursachen für das wirtschaftliche Zurückbleiben von Berlin SW. und S. Das Feld muß also in nord-südlicher Richtung durchbrochen werden. Außerdem werden noch Straßenzüge in ost-westlicher Richtung und besonders auch solche südost-nordwestlicher Richtung (Rixdorf—Bellealliance-Straße) notwendig. . . .

Man wird voraussichtlich mit einem neuen Ortsgüterbahnhof in der Südost-Ecke des Feldes rechnen müssen, da die Bahnhöfe Tempelhof und Rixdorf schon reichlich stark belastet sind. . . .

Außer dem Paradeplatz als Mittel- und Hauptstück müßte die Parkgestaltung umfassen: im Nordosten die Hasenbaide und die Friedhöfe an der Bergmannstraße mit der ausstrahlenden kirchengeschmückten wasserbelebten Achse des Elisabeth-Ufers, im Südosten die Friedhöfe in Rixdorf, die durch Parkstreifen und Parkstraßen wohl noch mit dem Treptower Park verbunden werden können. Im Norden den zu vergrößernden Viktoria-Park. Im Nordwesten ein neues parkbelebtes, vornehmes Woltstadtviertel, das nach Umgestaltung der Potsdamer-Anhalter Bahn heranwachsen wird. Im Süden verschiedene südlich gerichtete Parkstreifen, welche die Verbindung mit den äußeren Freiflächen aufnehmen. . . .

Nachdem Dr. Blum noch verschiedene Punkte verkehrstechnischer Natur gestreift, schließt er mit den Worten:

„Auch hieraus geht hervor, daß es höchst bedauerlich wäre, wenn jetzt ein Teil des Tempelhofer Feldes für die Bebauung erschlossen würde, ohne Rücksicht auf die notwendige Gesamtverkehrsentwicklung zu nehmen.“

Unter der Überschrift „Tempelhof im Reichstag“ bespricht der Berichterstatter der Budgetkommission des Reichstages M. Erzberger in Nr. 268 des „Tag“ den Verkauf des Tempelhofer Feldes durch die Militärverwaltung. Er führt unter anderem folgendes aus:

Zunächst steht fest, daß der Reichstag durch seine Budgetkommission einstimmig den Verkauf des Übungsplatzes genehmigt hatte. Der Vorfall vollzog sich aus leicht erklärlichen Gründen in einer allseitig gewünschten vertraulichen Sitzung gegen Ende der Session 1909. Ein Nachtragsetat wollte damals das Aufmarschgelände veräußern und dafür den Übungsplatz bei Zossen erwerben; für letzteren waren etwas über 13 Millionen Mark an Ausgaben gefordert. . . . Wohl hat sich das Plenum nicht mehr mit der Angelegenheit befaßt; aber bisher hat man in solchen Fällen immer angenommen, daß die Einmütigkeit der Budgetkommission die Billigung des Reichstages nach sich ziehen werde. . . .

Der zweite Akt schloß sich im Februar 1910 an; man verhandelte in der Kommission über die Art des Verkaufes, wieder teilweise vertraulich. . . . Dann ging die Beratung über auf die Möglichkeiten des Verkaufes an Private oder an Kommunen und zeitigte folgende Resolution: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß bei Verkauf des Tempelhofer Feldes die öffentlichen Interessen in genügender Weise gewahrt werden.“ Als Berichterstatter hat Schreiber dieses am 12. Februar 1910 dieser allgemein gehaltenen Resolution folgenden Inhalt geben müssen: „Man kann sich darunter denken — so wurde in der Debatte ausgeführt — einen Verkauf an die Stadt Berlin mit Eingemeindung des Tempelhofer Feldes, einen Verkauf an die Gemeinde Tempelhof entweder an diese allein oder wieder mit Eingemeindung; man kann sich aber auch darunter denken, daß die Militärverwaltung einen von modernen Rücksichten getragenen, großzügigen Bebauungsplan des ganzen Tempelhofer Feldes aufstellen lassen und stückweise das Gelände unter Einhaltung der gegebenen Bobauungsvorschriften verkaufen würde. . . .“

Nun steht der dritte Akt des Verkaufes noch bevor, der die etatsrechtliche Seite der Angelegenheit befriedigend erledigt. . . . So erhält also der Reichstag in voller Unabhängigkeit reichlich Gelegenheit, sein Votum in der Sache abzugeben, und es ist nach Lage der Dinge gar nicht daran zu zweifeln, daß er das gesamte Vorgehen billigen wird; denn die Verwaltung hat das ausgeführt, was der Reichstag beschlossen und gewünscht hat, und legt nun eine Art Schlußabrechnung.